

Warten – Demütigung, Sehnsucht, Kunst

Die letzte Ausgabe der ZEIT vom 7. Dezember 2020 zitiert aus dem Tagebuch von Franz Kafka. Am 2. November 1921 hatte er notiert: „Ein endlos trüber Sonntagnachmittag, ganze Jahre aufzehrend.“ Und die ZEIT fährt fort: „Kafka trifft die Stimmung derer, die jetzt, 99 Jahre später, leben. Auch wir sind gefangen, genau genommen seit März, im endlos trüben Sonntagnachmittag der kontaktreduzierten Welt.“¹ Wir warten auf den Montag, in diesem seltsamen Advent 2020, und wissen nicht, wann er kommt. Wie unterschiedlich die Zusammenhänge des Wartens doch sind! Vor siebzig Jahren wartete meine Großmutter Emma Dietrich unter ganz anderen Umständen, und zwar auf ihren Ehemann Georg. Im Jahr 1950 war das Kriegsende nun fünf Jahre her, die Kriegsteilnehmer der Gemeinde Bergen im Chiemgau waren längst wieder nach Hause zurückgekehrt. Viele wohlmeinende Bergener gaben meiner Großmutter den Rat, sich doch wieder einen Mann zu suchen, der Georg käme bestimmt nicht mehr. Doch Emma Dietrich wartete mitsamt ihren Kindern weitere fünf Jahre, bis eines Tages ein fremder alter Mann vor ihren Kindern stand und meinte, er wäre ihr Vater. Heute warten wir auf eine ganz andere Weise – und doch: Warten wir.

1. Warten ist eine Demütigung

Wir vermeiden zu warten, wie und wo immer es geht. Wer wartet, muss zusehen, dass eine scheinbar leere Zeit scheinbar sinnlos verstreicht. Wer wartet, erlebt sich als hilflos – in der Arztpraxis ebenso wie am Bahnsteig. Denn warten zu müssen bringt mit sich das schlimmste, was dem postmodernen Menschen geschehen kann: die Blockierung der Entfaltung individueller Freiheiten. Wir brauchen nicht einmal Schopenhauer zu bemühen, der die ganze Welt als „Wille und Vorstellung“ begreift. Bereits Hildegard von Bingen erkennt den Willen als Grundkraft des Menschen „Der Wille ist nämlich wie ein Feuer, das jedes Werk wie in einem Ofen bäckt. [...] Wenn aber der Wille entschlossen ist, dann setzt er die Kräfte [...] in Bewegung und bring sie, ob gut oder böse in heiße Glut.“² Wer auf sein Corona-Testergebnis warten muss, dem hilft der beste Wille nicht weiter. In einer Onlinegesellschaft fühlt sich als doppelt gedemütigt, wer einfach nur so wartet. Schließlich könnte er die Zeit mit Smartphone oder Notebook viel besser gestalten. Die Zeit effektiv zu nutzen, so lautet unser Credo; die mobilen Endgeräte sind die Gebetbücher dazu. Das Tablet degradiert das reine Warten nicht nur zu einer unnützen, sondern sogar zu einer unmoralischen Angelegenheit.

1 Peter Kümmel, in: DIE ZEIT 51 (2020) 7.12.2020, 3.

2 Hildegard von Bingen, Scivias I,4, 21 und 22, in: WW I, 76 – 77.

Nicht nur nach außen, auch nach innen hin ist das Warten eine Demütigung. Wer wartet, ist auf die eigene Person zurückgeworfen, und in der plötzlichen Ratlosigkeit den größten Übeln ausgeliefert, die einem in der Effizienzkultur widerfahren können: dem Stillstand und der Langeweile.

Flüchtlingslager sind nicht nur wegen der äußeren Umstände so entwürdigend, sondern auch wegen ihrer inneren Perspektivlosigkeit. Die Alliierten des Zweiten Weltkriegs richteten in Chartres bei Paris ein Gefangenenerlager ein, das ausschließlich für Priesterseminaristen bestimmt war, das sogenannte „Stacheldrahtseminar“. Es bestand von 1945 bis 1947 und umfasste mehr als 900 Personen. In seinen Aufzeichnungen reflektiert der Regens, Abbé Franz Stock, die Vorgänge, die sich im Inneren eines Menschen abspielen, der im absoluten Warten gefangen ist, dem nichts anderes bleibt, als auf seine Freilassung zu warten: „Das eigene Ich wird zur Frage, ein Gefühl der Fremdartigkeit seiner Selbst überkommt den Kriegsgefangenen, wenn er es nicht versteht, sich an höhere Werte zu klammern.“³ Das Warten pulverisiert eine jede Persönlichkeit. Pflegeheime sind Depots der verlorenen Erinnerung.

Warten ist eine Demütigung nach innen, weil sie von einer äußeren Enttäuschung her rührt. Warten ist Frust am Leben. Goethes „Die Leiden des Jungen Werthers“ ist das Referenzwerk der deutschen Literatur zum Liebeskummer schlechthin. Der Inhalt des 1774 erschienenen Briefromans ist überschaubar: Der angehende Jurist Werther begeht Selbstmord, nachdem ihm klar wird, dass die von ihm angebetete Lotte einen anderen Mann liebt. Unmittelbar nach seinem Erscheinen setzte der bis heute so genannte Werther-Effekt ein: der medial vermittelte Impuls zu Nachahmungssuiziden. Augustinus hätte Goethes Roman wohl mit den Worten kommentiert, dass mit dem vergeblichen Warten „die Liebe erfriert“.⁴

2. Warten erzeugt Mikropolitik

Das Warten könnte man auch als „Mikropolitik des Nichtstuns“ bezeichnen.⁵ Die Soziologen Billy Ehn und Orvar Löfgren identifizieren in dieser Mikropolitik „Schauplätze des Wartens“ und „Kulturen des Schlangestehens“. Das Warten befestigt ihrer Sichtweise nach – in gut materialistischer Manier – auf subtile Weise herrschende Klassenverhältnisse. Wer wartet, macht keine Revolution. Diese Mikropolitik bildet eigene Regeln aus: Die Anonymität und das enge Beisammenstehen in der U-Bahn etwa nötigen die Versammelten zur Steuerung ihrer Aufmerksamkeit. Die Etikette verlangt, dass sie einander nicht zu nahe kommen, sich also zum Beispiel nicht anstarren, geschweige denn berühren, und zu einer Haltung der „aufmerksamen Unaufmerksamkeit“ finden. Warten wird damit zur Kunstform: Sie besteht darin, dem Wartenmüssen mit Wartenkönnen zu begegnen. Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen markiert die Trennlinie zwischen denen, die nur warten müssen und denen, die auch warten können. Die törichten Jungfrauen erleben das Warten als passives Hinnehmen dessen, was da auf sie zukommt.

3 Jean-Pierre Guérend (Hrsg.), Franz Stock. Wegbereiter der Versöhnung, Freiburg 2017, 237.

4 Während die Jungfrauen auf den Bräutigam warten, „refrigescit charitas“. Aurelius Augustinus, Sermo 93,5, in: PL 38,576.

5 Billy Ehn und Orvar Löfgren, Nichtstun: Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen, Hamburg 2012.

Sie haben weder eine Phantasie für das Kommende noch eine Bewältigungsstrategie für denkbare Szenarien; das einzige, was ihnen im Laufe der Zeit einfällt, ist der Mechanismus der Umverteilung: „Gebt uns von eurem Öl“ (Mt 25,8). Die klugen Jungfrauen kalkulieren das Warten von vorneherein mit ein und verfallen damit nicht in rein passive Muster, sondern können die Zeit des Nichtstuns aktiv bewältigen. Sie kaufen schon vorweg Ölvorräte, um für eine längere Wartezeit gerüstet zu sein. Damit bleiben sie frei für das Wesentliche: Sie können wachsam auf den Bräutigam warten, während die törichten Jungfrauen mit sich selbst beschäftigt sind und weder Auge noch Ohr mehr für den Bräutigam übrig haben.

Die „Mikropolitik“ des Nichtstuns besteht also gerade darin, dieses Nichtstun bewusst in den Blick zu nehmen und zu fragen: Wie kann ich und wie will ich die Wartezeit gestalten? Ist Warten etwas rein Passives? Dann bin und bleibe ich ein Opfer der Umstände. Ist Warten etwas Gegebenes, mit dem ich umgehen kann? Dann bleibe ich zwar nicht Herr der Lage, kann aber immer noch meine Spielräume nutzen.

3. Warten ist eine Sehnsucht

Warten ist zunächst eine Demütigung, die meinen Radius einschränkt. Die Möglichkeit, dem Warten mit Schritten der Mikropolitik zu begegnen, macht es nur erträglicher, nicht aber beherrschbar. Hinter dem Warten steckt in jedem Fall eine Leiderfahrung, die aber nicht nach unten, sondern nach oben führt. Denn Warten ist erlittene Sehnsucht. Der niederländische Philosoph Coen Simon macht in seinem Buch „Warten macht glücklich“ zwei Dimensionen dieser Sehnsucht aus, Vergangenheit und Zukunft. Die Sehnsucht nach der Vergangenheit bezeichnet Simon als „Landeversuch auf verlorenem Grund“.⁶ Dieser „verlorene Grund“ hat viele Namen, der griffigste spricht vom „verlorenen Paradies“. In den Schöpfungsmythen findet sich die Ur-Sehnsucht nach der Vergangenheit in einer Fülle archetypischer Bilder wieder, die von einer verlorenen, heilen Welt berichten. Seelsorgegespräche mit alten Menschen drehen sich sehr schnell um ein verdichtetes „Früher“, in dem sich selbst schwierigste Erfahrungen dennoch zu einem persönlichen Mythos eines vergangenen Heilseins zusammenweben. Als Kaplan und Pfarrer habe ich viele Heimatvertriebene am Krankenbett und auf den Friedhof begleitet. Die Ortsnamen ihrer ursprünglichen Herkunft – Gablonz, Leitmeritz, Glatz und Eger – klingen mir mindestens so vertraut im Ohr wie Rosenheim und Traunstein. Die alten Leute hatten nichts mehr zu tun, als auf den Tod zu warten; und dieses Warten haben sie als Sehnsucht nach der Vergangenheit gelebt. Jede Beerdigung eines Heimatvertriebenen war ein solcher „Landeversuch auf verlorenem Grund“, das Schlesierlied fasst ihn ins Wort: „Wir sehn uns wieder, mein Heimatland.“ Hildegard von Bingen würde diese etwas kitschigen Verse wohl als „gute Sehnsucht“ bezeichnet haben.⁷

In diesen schlichten Versen drückt sich die doppelte Dimension der Sehnsucht aus: Die bessere Vergangenheit wird zur besseren Zukunft. Wenn wir es anspruchsvoller wollen: Heidegger spricht

6 Coen Simon, *Warten macht glücklich*, Darmstadt 2015, 39.

7 Hildegard von Bingen, *Liber vitae meritorum*, in: WW VII, 63.

vom „Entgegenwarten“⁸ all dessen, was auf den Menschen zukommt. Da der Mensch die Zukunft nur erwarten, nicht aber bewältigen kann, fasst er diese Unsicherheit in Mythen. Mythische Bilder von Anfang und Ende weisen oft über die Kulturen hinweg eine erstaunliche innere Kontinuität auf: „Erde existierte nicht noch Himmel darüber, den Schlund der Urleere gab es.“⁹ Diese Verse aus der nordischen Edda könnte sich in der biblischen Genesis ebenso wiederfinden wie in Keilschriften aus dem Zweistromland. Auch das Ende der Welt wird kulturübergreifend mit gewaltigen Naturereignissen konnotiert. Der Advent personalisiert die großen Spannungsbögen von Anfang und Ende und verankert sie im Jahreslauf, er ritualisiert sie, ästhetisiert sie und macht das Warten zur eigenständigen Kunstform. Vor dem Import des Adventskranzes aus dem Protestantismus – Johann Heinrich Wichern hatte ihn erstmals 1839 im Hamburger Rauhen Haus aufhängen lassen – kannte die süddeutsch-österreichische Kultur das sogenannte Paradeisl. Üblicherweise besteht es aus vier roten Äpfeln, die mit geschnitzten Stöcken zu einer Dreieckspyramide verbunden werden. In jedem der Äpfel steckte eine Kerze, mit dem vierten Adventssonntag wurde die Kerze auf der Spitze angebrannt: Geschichte nicht als wiederkehrender Kreis, sondern als Zulaufen auf ein Ziel hin. Heideggers „Entgegenwarten“ ist im Volkstum tief eingewurzelt; selbst in Regionen, die ihren Glauben nicht einmal mehr vermissen, kaufen die Leute beim Lidl bis heute ihren Adventskalender.

Was der Mythos bebildert, versucht die Geschichtsphilosophie auszuformulieren. Der Franziskaner Joachim von Fiore beeinflusst bis heute das Denken durch seine Einteilung der Zeiten in historische Epochen: Auf die Zeit des Vaters und des Sohnes sieht er als drittes die Zeit des Geistes heraufkommen und skizziert sie als vollendete christlichen Sozialordnung, die sich organisch aus der gegenwärtigen kirchlichen Ordnung entwickeln werde. Joachim entwickelt damit das sehnsüchtige Warten auf eine bessere Zukunft weiter: An die Stelle apokalyptischer Kategorien führt er die Prinzipien von Fortschritt und Reform ins historische Denken ein und verändert damit das hermeneutische Bewusstsein. Zugleich verweist er aber das Warten ins Souterrain der Geschichte: Der Mensch kann seine Zukunft gestalten, er braucht nicht mehr einfach nur auf bessere Zeiten zu warten.

4. Verachtetes Warten: Eschatologie als Stiefkind

Joachim von Fiores Geschichtsdenken stellt einen Wendepunkt der Theologie dar, dessen Auswirkungen wir uns gar nicht groß genug vorstellen können. Über Jahrhunderte hinweg war die Wiederkunft des Herrn der selbstverständliche Konstruktionspunkt der Heilsgeschichte. Bernhard kennt eine „dreifache Ankunft Gottes: zu den Menschen, in die Menschen und wider die Menschen.“¹⁰ Auf die dritte Ankunft des Weltenrichters hin „wider die Menschen“ richtete sich alles Handeln der Kirche und jedes einzelnen Christen aus. Mit den Prinzipien von Fortschritt und Reform verändert sich das Bewusstsein des Menschen, der die Welt als nunmehr gestaltbar erlebt –

8 Martin Heidegger, *Über den Humanismus*, Frankfurt am Main 1949, 32.

9 Die Edda des Snorri Sturluson, 5. Gesang, hrsg. v. Arnulf Krause, Stuttgart 1997, 18.

10 Bernhard von Clairvaux, *In adventu sermo III,4*, in: WW VII, 91.

aber nun auch den Zwang zur Gestaltung der Welt erfährt. Charles Taylor beschreibt diese Veränderung des Bewusstseins als „Entbettung“ des Menschen.¹¹ Die Bruchkante von Mittelalter und Neuzeit markiert die Renaissance, die Hinwendung zum Menschen, und verbunden damit die Abwendung von der Wiederkunft des Herrn. Die Renaissance verändert die Konstruktion der Welt. Fünfhundert Jahre später ist das eschatologische Denken der Kirche in der Nische verschwunden; Giorgio Agamben spricht von der Schließung des „eschatologischen Büros“ der Kirche. Unter dem Slogan „Frohbotschaft statt Drohbotschaft“ haben Theologie und Kirche die Dimension der Wiederkunft des Herrn stillschweigend einkassiert und damit auch das Warten auf den Herrn beendet. Theologie muss sich als Lebenshilfe bewähren, sie will doch anschlussfähig sein. Predigten zu Jüngstem Gericht, zu Fegefeuer, zu Himmel oder Hölle von Bischöfen sind rar; diese Themen überlässt man mit spitzen Fingern eher dem traditionellen Spektrum. Wenn Papst Franziskus gelegentlich von der Hölle spricht, rückt die kirchliche Presse allzu sperrige Formulierungen nachsichtig lächelnd als „typisch lateinamerikanisch“ zurecht – gibt es eigentlich so etwas wie einen frommen Rassismus? – und entsorgt die angesprochenen Themen großmütig.

Neu scheint dieses Phänomen nicht zu sein: Bereits die emsigen frühen Zisterzienser richten sich trotz aller eschatologischen Präsenz sehr auf dieser Welt ein, so dass Bernhard von Clairvaux sie beständig mahnen muss: „Möchtet ihr doch in ständiger Betrachtung [...] immer wieder in eurem Herzen bedenken, wieviel Gott bei seiner ersten Ankunft vollbracht hat und wieviel er bei seiner zweiten verheißen hat.“¹² Bedenklich ist in jedem Fall, wie wenig Lehramt und Theologie aus der eschatologischen Perspektive Substanzielles zur Corona-Krise beitragen konnten. Es war mit Wolfgang Schäuble ein Politiker, der den eschatologischen Schalter wieder öffnete: „Wenn es überhaupt einen absoluten Wert in unserem Grundgesetz gibt, dann ist das die Würde des Menschen. Die ist unantastbar. Aber sie schließt nicht aus, dass wir sterben müssen.“¹³ Drängend wie schon seit mehreren Generationen nicht mehr, zeigt uns die Coronakrise die Endlichkeit des Menschseins und die Bedeutung des Wartens auf das Ewige Leben auf. Auf einmal stellt sogar SPIEGEL ONLINE wieder die Frage, ob es ein „wozu?“ gibt, das über diese Welt hinausreicht. Edith Stein findet für dieses „wozu?“ die schöne Bezeichnung des „Glorienlebens“: „So stoßen wir innerhalb des Daseins selbst auf drei Weisen oder Stufen des Seins, die wir – vom Glauben her gesehen – als natürliches Leben, Gnadenleben, Glorienleben fassen könnten.“¹⁴ Für das Glorienleben sind wir bestimmt; das dürften Theologie und Kirche wieder deutlicher sagen.

Die sogenannte Umweltenzyklika „Laudato si“ von Papst Franziskus bringt aus dieser Warte eine Problemanzeige mit sich. Außerhalb des theologischen Grundlegungskapitels „Das Evangelium von der Schöpfung“ werden die Begriffe Natur und Schöpfung häufig synonym gebraucht – eine Schwäche mit Folgen: Der Schöpfungsgedanke enthält eine lineare Ausrichtung als Konstruktionsprinzip, die dem Naturbegriff völlig fehlt. Natur kreist um sich selbst, Schöpfung geht

11 Charles Taylor, Ein säkulares Zeitalter, Berlin 2012, 251.

12 Bernhard von Clairvaux, In adventu sermo IV,1, in: WW VII, 101.

13 Wolfgang Schäuble, Interview mit dem Tagesspiegel, 26.04.2020, in: <https://www.tagesspiegel.de/politik/bundestagspraesident-zur-corona-krise-schaeuble-will-dem-schutz-des-lebens-nicht-alles-unterordnen/25770466.html>, aufgerufen am 10.12.2020.

14 Edith Stein, Martin Heideggers Existenzialphilosophie, in: WW VI, Freiburg/ Louvain, 1962, 107.

auf die Erlösung zu; bis es soweit ist, „seufzt“ sie und „liegt in Geburtswehen“ (Röm 8,22). Hinter den zahlreichen päpstlichen Appellen verschwindet diese Glaubensaussage dann doch ein wenig. 1798 komponiert Joseph Haydn in seinem Oratorium „Die Schöpfung“ Linearität und Erlösungsbedürftigkeit aus: Er gibt Adam und Eva die Warnung mit auf den Weg, dass „falscher Wahn euch nicht verführt“. Nur zehn Jahre später huldigt der Revolutionär Ludwig van Beethoven in seiner 6. Symphonie, der sogenannten „Pastoralen“, der sich selbst genügenden Naturmystik. „Erwachen heiterer Gefühle auf dem Lande“, so ist der erste Satz überschrieben. Natur ist ein Teil der Schöpfung und dient einem größeren Zweck. Wer diesen Unterschied immer nur unausgesprochen mitdenkt, richtet sich auf dieser Welt ein und wartet auch auf keine Erlösung mehr. Eine steile These aus der Musiktheorie dazu: Wohin der Mensch geht, der sich nur in dieser Welt einrichtet, zeigt am einen Ende der Wohlfühlskala die endlose Entspannungsmusik halbesoterischer Herkunft. Am viel interessanteren anderen Ende der Wohlfühlskala stehen die „Rage-Artists“, die ihrer Wut musikalisch freien Lauf lassen. Im Video zu seinem neuesten Song „D!ckhead“ sieht man den 20-jährigen Trap-Metaler BVDLVD_ in einer Gefängniszelle herumtoben. Von allen Seiten beengen und bedrängen ihn Zeitungen mit ihren News. Völlig irre geworden, verbrennt er schließlich seine Babypuppe mit einem Bunsenbrenner. Logische Konsequenz einer Natur ohne Schöpfung, in der der Mensch nur noch stört? Geht wirklich eine Linie von Haydn über Beethoven zu den Esoterik-Junkies wie den Rage-Artists? Das Theologoumenon, Natur ohne Schöpfung zu denken, setzt hier nicht unbedingt den nötigen Kontrapunkt.

Bis die Theologie die Vertikale, den Gedanken der Schöpfung und die Perspektive des Ewigen Lebens wieder entdeckt, muss die Literatur den Platzhalter spielen. Sibylle Lewitscharoff und Heiko Michael Hartmann führen in ihrem neuesten Buch „Warten auf“ einen teilweise etwas arg gebildeten, aber doch auch sehr wahrhaftigen „poetischen Streit im Jenseits“. Nur ein kleiner Ausschnitt zum Thema „Fegefeuer“, in dem die Seelen sich wännen: „Wahrscheinlich sind wir tatsächlich in so etwas wie dem Fegefeuer gelandet, nur brennt hier nichts, stattdessen irrt man wirren Herzens in der Konturlosigkeit herum. Vielleicht passt das besser zu einem modernen Menschen, dieses unentschlossene Halb- und Halb-Sein, dieses Weißnichtwie, Weißnichtwozu.“¹⁵

Eine weitere steile These möchte ich zum „abgebrochenen Warten“ noch hinterherschicken, die aber zumindest diskutiert werden sollte: Die Gestalt Christi als wiederkommender Richter mag in Familiengottesdiensten für Unbehagen sorgen; in die Enzyklika „Laudato si“ hätte sie in manchen Zusammenhängen durchaus gepasst. Wäre das Jüngste Gericht tatsächlich präsenter im Bewusstsein geistlicher Würdenträger, hätte sich wohl mancher Missbrauchstäter in Soutane zweimal überlegt, was er sagt oder tut. Vielleicht hätte ein wenig mehr Drohbotschaft das Leben manch eines Kindes oder Jugendlichen effektiv geschützt. Und auch die in fortschrittlichen theologischen Kreisen gerne bemühte Rede von der „bedingungslosen Liebe Gottes“ wirkt nicht gerade präventiv: Nimmt man sie wirklich ernst, so erhebt sich der verstorbene Missbrauchstäter geradewegs ins Paradies, während sich seine Opfer in diesem Leben noch mit ihren Traumatisierungen abquälen müssen. Es

15 Sibylle Lewitscharoff und Heiko Michael Hartmann, Warten auf. Gericht und Erlösung: Poetischer Streit im Jenseits, Freiburg 2020, 21

wäre ein dringendes Gebot theologischer Redlichkeit, den Gerichtsgedanken auf die gegenwärtige Situation von Kirche und Glaube anzuwenden. Aber auch darauf warten wir noch, in diesem Advent.

5. Warten als Gabe und Aufgabe

Der diesjährige Advent hat einen von den Vorjahren sehr unterschiedenen Charakter, in der Gesellschaft, wie hier im Seminar. Nach den Nikolausfeier konnte man üblicherweise die Tage herunterzählen, bis kurz vor Weihnachten das Hausprogramm schloss, und sich jeder in die Weihnachtsferien verabschieden konnte. Intensive Wochen und Monate lagen üblicherweise hinter der Seminargemeinschaft, Konflikte und Auseinandersetzungen, Austritte und Entlassungen, und immer wieder die Frage, ob der Weg zum Priester der richtige ist. Weihnachten brachte Abstand mit sich, Familienzeit, Freizeit, einen Tapetenwechsel. Heuer wird das alles anders sein. Weihnachten wird kommen, aber nicht als unbeschwertes Familienfest oder als Zeit der großen Freiheit. Egal, wohin Sie fahren, oder ob Sie hier bleiben, Corona wird Sie verfolgen. Warten ist eine Demütigung, denn es bringt das schlimmste hervor, was dem postmodernen Menschen geschehen kann: die Blockierung der Entfaltung individueller Freiheiten. Zugleich ist Warten eine Sehnsucht nach der besseren Vergangenheit, aber auch nach der besseren Zukunft. Zeiten lassen sich nicht vergleichen, die Umstände könnten sich nicht krasser unterscheiden zwischen dem Gefangenenlager in Cherbourg 1944 und dem Münchener Priesterseminar 2020. Aber manche Schwere aus der Tagebuchnotiz von Abbé Franz Stock spricht uns eigentümlich an: „Die Adventszeit bekam ihren tiefen Sinn durch stilles Warten, Bangen und Harren. [...] Können wir es fertigbringen, die Freude, die Ankunft des Erlösers in die matten gar toten Seelen zu legen, dass die erste Weihnacht der Gefangenschaft zu einem Frühling, einem Tag der Gnade und tiefen gläubigen Erlebens werde?“¹⁶

Ob Kriegsweihnacht oder Coronaadvent: Warten ist der Raum für Mikropolitik. Gehöre ich zu den törichten Jungfrauen, die alles einfach über sich ergehen lassen, und dann, wenn es nicht mehr anders geht, von den Mitmenschen erwarten, ihre eigenen Probleme zu lösen? Oder gehöre ich zu den klugen Jungfrauen, die zumindest die Spielräume bewusst gestalten, die ihnen bleiben? Lasse ich mich in den bleiernen Dezembertagen vor mich hertreiben oder versuche ich, das beste daraus zu machen? Bewusst abschalten, bewusst beten, bewusst studieren?

6. Wartender und Wartehelfer

Diese Frage ist keine Banalität, sondern führt uns ins Zentrum der Priestertums hinein, auf das Sie zugehen. Denn Priester sind wesentlich Wartende und wesentlich Wartehelfer. Priester zu sein hat ganz wesentlich damit zu tun, warten zu können – schon deswegen, weil uns die Erfolge nicht

¹⁶ Jean-Pierre Guérend (Hrsg.), Franz Stock. Wegbereiter der Versöhnung, Freiburg 2017, 210 – 211.

immer gleich zum Fenster hereinfliegen. Die Re-präsentatio Christi, die ein Priester mit dem Weihesakrament übertragen bekommt, stellt nämlich genau die Zukunftsperspektive in den Mittelpunkt des eigenen Lebens. Priester kann nur werden und sein, wer warten kann. Wer das Ungenügen an dieser Welt empfindet und jede menschliche Leistung als letztlich defizitär. Priester kann nur werden, wer die Sehnsucht nach Jesus Christus hat. Warten ist Demütigung und Sehnsucht, Priestersein ist Warten auf den Herrn. Wiederum Bernhard von Clairvaux: Er empfiehlt seinen Brüdern, sich immer wieder die Fragen zu stellen, „wer der ist, der kommen soll, woher und wohin, wozu, wann und wie er kommt.“¹⁷ Dieses Warten schlägt sich auf ganz unterschiedliche Weise im Leben eines Priesters nieder: im geistlichen Leben, in der Ehelosigkeit, in der Feier des Gottesdienstes und in der Verkündigung.

Ganz wesentlich ist der Priester Betender. Das Gebet ereignet sich in der Fülle, in der Leere, wie auch im Warten. In der Fülle beschreibt Teresa von Avila das Beten daher als „Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft zusammenkommen.“¹⁸ Dieses Verweilen ist nicht immer von Hochgefühlen begleitet, sondern immer auch ein „ausharren“¹⁹ in der Trockenheit, das aber auf Dauer von Erfolg gekrönt sein wird, denn „der Verräter weiß, dass eine Seele, die beharrlich inneres Beten hält, für ihn verloren ist.“²⁰ Wo die Existenzialistin Teresa aus der Fülle lebt, entkommt der Existenzialist Kierkegaard der Leere nur sehr gelegentlich. Dennoch hält er das Warten für eine wertvolle Zeit: „Beten ist nicht sich selbst reden hören, sondern verstummen, so lange verstummen und warten, bis der Betende Gott hört.“²¹ Teresa wie Kierkegaard oder viele andere geistliche Schriftsteller übersetzen dabei ihre Erfahrungen in ihre Zeit und in ihre Sprache. Weit vor ihnen wissen die Verfasser der biblischen Texte darum, dass Gottesbegegnung oft im Warten besteht. Viermal ruft der Psalmist: „Ich warte auf dein Wort!“ Immer wieder werfen die Propheten als Perspektive aus, auf den Herrn selbst zu warten, Micha etwa: „Ich aber schaue aus nach dem Herrn, ich warte voll Vertrauen auf den Gott meiner Rettung“ (7,7). Umgekehrt aber wartet auch Gott voller Sehnsucht nach dem Menschen – man könnte das Büchlein des Hohenlieds der Liebe etwa als ein Spiel des gegenseitigen Wartens verstehen.

In diesem Zusammenhang wird deutlich, unter welchen Voraussetzungen die priesterliche Ehelosigkeit ein sinnvolles Zeichen ist. Nur eine Kirche, die ihre eschatologische Perspektive präsent hat, kann einen Sinn darin sehen, dass ein Teil ihrer Mitglieder um des Himmelreiches ehelos lebt. Weder kultische Reinheit oder das Verhindern dynastischer Strukturen sind die Zentralargumente für die Ehelosigkeit des Priesters, sondern der eschatologische Verweis auf das ausstehende Letzte. Der Priester lebt im Vorläufigen, im Vorletzten, in einem permanenten Wartezimmer. Dieses Wartezimmer darf aber kein spiritualisierter Raum sein, sondern muss vom geistlichen Leben ausgehend auch den Alltag durchdringen. Der Priester muss immer wieder zum Aufbruch bereit sein. Dies muss sich auch im Lebensstil niederschlagen, der nicht einfach ein großbürgerliches Leben minus Ehefrau bedeuten kann: Immobilienbesitz, Jaguare, Luxusurlaub in

17 Bernhard von Clairvaux, In adventu sermo I,1, in: WW VII, 61.

18 Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens, 8, 5, in: WW I, 174.

19 Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens, 8, 9, in: WW I, 176.

20 Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens, 19,4, in: WW I, 261.

21 Soren Kierkegaard, Religion der Tat. Sein Werk in Auswahl, hrsg. v. Eduard Geismar, Leipzig 1930, 97.

Südseeparadiesen – all dies sind kontraproduktive Zeichen aus einem großbürgerlichen Leben, weil sie gerade die eschatologische Perspektive in die Gegenwart hinein korrumpieren würden. Genau aus dieser Perspektive heraus geht von Armutsbewegungen immer die Faszination der Ernsthaftigkeit aus. Allzu viele irdische Güter machen unfrei. Vielleicht braucht es dazu die radikale Perspektive eines Gefangenenlagers, um dies in aller Schärfe zu erkennen. So notiert Abbé Stock 1945 im Stacheldrahtseminar von Chartres: „Das ist wohl der tiefe Sinn menschlicher Freiheit, frei zu sein von dem, was menschlich-irdisch ist, dieses Gefühl zu besitzen, einem ganz Großen sich hinzugeben. Von Gott an uns 'arbeiten' lassen, bis zu dem Augenblick wo, gestärkt durch diese Prüfung, die Seele sich ihm ganz in vollem Bewusstsein hingeben kann.“²²

Den Wartezustand, den der Priester lebt, kann er auch repräsentieren, ihn kann er auch feiern. In der Eucharistie drückt sich diese Vorläufigkeit aus. Nach Abschluss der Wandlungsworte antwortet die Gemeinde auf den Zuruf des Priesters: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ Die Feier der Eucharistie ist wartendes Tun: In der Zeit, in jedem Alltag feiert die Kirche den siegreichen Christus, der so wiederkommen wird, wie ihn die Jünger haben ihn zum Himmel auffahren sehen. In Tagen und Jahren ist diese Wiederkunft nicht auszudrücken; an der Gewissheit des Ereignisses ändert dies freilich nichts. Bis dahin feiert die Kirche eben weiterhin Eucharistie. Und die Feier der Eucharistie ist vorwegnehmendes Tun: Sie ist ein Vorausbild des himmlischen Hochzeitsmahles, des Festes ohne Ende, auf das die biblischen Schriften unermüdlich hinweisen. Über die Eucharistiefeier hinaus findet sich in einem jeden Sakrament der eschatologische Verweis, so dass der Priester als Spender der Sakramente wirklich in die Rolle eines Wartehelfers schlüpft. Die Übergabe des Taufkleides erfolgt unter den Worten: „Bewahre diese Würde für das ewige Leben.“ Der letzte Abschnitt des Brautsegens beginnt mit einem Hinweis an die Brautleute auf das „Ende eurer Tage“. Die Krankensalbung schließlich richtet als ganze den Blick aus dieser Welt hinüber in die nächste. Verkündigungsdienst und Heiligungsdienst des Priesters sind also als ganze Hilfestellungen in der Demütigung des Wartens: Sie drücken die Sehnsucht nach der besseren Welt aus und sind Schritte in einer Mikropolitik des Wartenkönnens – nicht des Wartenmüssens.

7. Advent 2020

Der Advent dieses Jahres führt uns an manche Grenzen: die Grenzen der menschlichen Kräfte, die bis dato in einem schier unaufhaltsamen Fortschritt anwuchsen; die Grenzen der individuellen Freiheit, die sich zum höchsten Gut der westlichen Gesellschaft entwickelt hat; die Grenzen der Planbarkeit, die nur noch als Frage der optimierten Logistik auftauchte. Zehn Tage vor dem Weihnachtsfest wissen etliche von uns noch nicht, wo und wie genau sie Weihnachten feiern und die Festtage verbringen werden. Dieses Warten hat etwas Demütigendes an sich, es setzt zugleich Kräfte einer cleveren Mikropolitik frei. Zugleich entfaltet es ein gewaltiges Sehnsuchtpotential: Wann wird die bleierne Zeit „im endlos trüben Sonntagnachmittag der kontaktreduzierten Welt“ vergangen sein?

²² Jean-Pierre Guérend (Hrsg.), Franz Stock. Wegbereiter der Versöhnung, Freiburg 2017, 210 – 211.

Für geistlich lebende Menschen ist diese Wartezeit des säkularen Advent eine Möglichkeit zu ganz praktischen Exerzitien. Muss ich warten oder kann ich warten? Gehöre ich zu den törichten Jungfrauen, die relativ gedankenlos von einer Situation in die nächste stolpern? Oder gehöre ich zu den klugen Jungfrauen, die sich in den Umständen zurechtfinden, die in einer Kunst der Mikropolitik das Beste aus ihnen machen können? Kann ich die mir nun gegebene Zeit gestalten oder gehe ich mir selbst und damit auch den anderen furchtbar auf die Nerven? Welchen Rhythmus von Aktion und Kontemplation, von Engagement und Rückzug finde ich für mich selbst? Welche kreativen, künstlerischen, geistlichen, sportlichen, literarischen Potentiale entfalte ich in mir neu? Der Vergleich mit dem Stacheldrahtseminar von Chartres hinkt gewaltig, aber seine Frage reicht der damalige Regens Franz Stock über die Generationen nun an uns weiter: „Können wir es fertigbringen, die Freude, die Ankunft des Erlösers in die matten gar toten Seelen zu legen?“²³ Möglichkeiten dazu haben wir zumindest.

Auf die Frage nach Ihrer Priesterberufung hin verdichtet sich diese Ungewissheit des Advent 2020 noch einmal: Können Sie warten? In aller Demut, in aller Sehnsucht, als Mann einer klugen Mikropolitik? Je mehr Ihnen diese Kunst gelingt, umso richtiger dürfen Sie sich fühlen in der Nachfolge Jesu Christi. Auf ihn kommt es an, nicht auf uns. „Im endlos trüben Sonntagnachmittag der kontaktreduzierten Welt“ des Advent 2020 liegt eine große Chance für uns: Demut einzuüben, in der Sehnsucht zu leben und als kluge Mikropolitiker das Beste aus dem zu machen, was uns gegeben ist.

23 Jean-Pierre Guérend (Hrsg.), Franz Stock. Wegbereiter der Versöhnung, Freiburg 2017, 210 – 211.